

Wenn sie allerdings den protestantischen Bildersturm mit der barocken Transformation gotischer Kirchen gleichsetzt, kann es sich nur um ihre persönliche Vorliebe für das Mittelalter handeln, denn der Bildersturm hinterließ Leere, wogegen das Barock neue Fülle schuf. Ebenfalls im Kapitel Barock ist anzumerken, dass die Vaganten im Neuen Schloss Tettngang (S. 148) insofern erklärt werden können, als es sich dabei nicht um echte Wohnsitzlose handelt, sondern um die Hofgesellschaft, die Vaganten spielt.

Mit der großen Zeitenwende des 19. Jahrhunderts bietet Eva Moser sicher auch für das gebildete Publikum einige Neuigkeiten: Zwar war Oberschwaben zur Provinz geworden, umso beeindruckender ist aber, dass die erfolgreichen Hofmaler in Stuttgart aus Oberschwaben stammten. Angefangen bei Johann Baptist Seele (1774-1814) aus Meßkirch, über Josef Anton Gegenbaur (1800-1876) aus Wangen, bis hin zu Johann Bernhard Neher (1806-1886) aus Biberach. Von dort stammt auch Anton Braith (1836-1905), der es mit seinen Tierbildern zum königlich bayerischen Professor brachte.

Mit der „Kunst in Oberschwaben im 20. Jahrhundert“ vermittelt Uwe Degreif weit mehr als die Darstellung der verschiedenen Ismen vom Impressionismus bis zum Konstruktivismus und zur Abstraktion. Zwar beschreibt auch er deren formale Eigenheiten, viel aufschlussreicher aber ist sein Einblick in die Gesetze des Kunstbetriebs. Ohne Publikum und potenzielle Käufer in einer Stadt, ohne Ausstellungsräume und ohne Werbung hatten es zeitgenössische Kunst und Künstler schwer. Mit Ausnahme von Ulm galt das bis in die Zeit des Nationalsozialismus für ganz Oberschwaben. Von 1933 bis 1944 aber hatten oberschwäbische Künstler durchaus Konjunktur mit ihrem „Blick auf das Nahe und Nächste [...] Heimat verengt sich auf das Ländliche und Bäuerliche“ (S. 210). Nur wenige wie Maria Caspar-Filser, Karl Caspar, Sepp Mahler und HAP Grieshaber verweigerten sich und mussten dafür Ausgrenzung und Diffamierung ertragen (S. 212). Ihre große Zeit kam nach dem Krieg.

Nach 1945 ändert sich der Blick auf die Kunst. Die internationale Tendenz der Abstraktion aber fasst in Oberschwaben nicht Fuß, weil die – schon betagten – Künstler bis 1970 auf dem Gegenständlichen und Figürlichen beharren. Als Motoren der Modernisierung erweisen sich jedoch die verschiedenen Kunstpreise wie etwa der „Oberschwäbische Kunstpreis“ und nicht zuletzt ab 1947 die städtische Galerie die „Fähre“ in Bad Saulgau. Existenzsichernd sind weiterhin Ankäufe des Regierungspräsidiums Tübingen, sowie der Aufbau einer eigenen Kunstsammlung der Oberschwäbischen Elektrizitätswerke OEW. Dazu kommt die „Künstler-selbsthilfeorganisation“ (S. 214) der Sezession Oberschwaben-Bodensee SOB, deren Präsident von 1951 bis 1969 Otto Dix – der damals prominenteste deutsche Maler – war.

Ab 1970 aber weist die Kunst in Richtung Internationalität. Die meisten Künstler definieren sich über Impulse aus New York, London und Berlin. „Die Mehrzahl der aus Oberschwaben stammenden Künstler lebt und arbeitet am Ende des Jahrhunderts außerhalb der Region. Die meisten in Berlin“ (S. 230). In der Nähe von Biberach aber lebt immer noch Wolfgang Laib, der 2015 den „Premium Imperiale“, die höchste internationale Auszeichnung überhaupt, erhielt.

*Helga Müller-Schnepper*

*Wolf-Henning Petershagen: Ulm & Neu-Ulm. Kleine Stadtgeschichte. Regensburg: Pustet Verlag 2019; 192 S., zahlreiche Abb., brosch., 14,95 EUR*

Schon der Anfang dieses konzentrierten und doch höchst informativen Bändchens zeigt die Meisterschaft des Autors Petershagen, der in langen Jahren als Journalist gelernt hat, sich auf das Wesentliche zu konzentrieren und Zeilenvorgaben einzuhalten. Das erste Kapitel („Vom

Bärenhund zum Festungsziegel“) schlägt einen gewaltigen Bogen von der „subtropischen Fluss- und Seenlandschaft“, die „vor 21 bis 22 Mio. Jahren“ die Stelle bedeckte, wo heute Ulm und Neu-Ulm liegen, bis ins 19. und 20. Jahrhundert. In der warmen Urzeit entstehen die Gesteinslagen, die dann für den Münsterbau ebenso wie für die Bundesfestung und nicht zuletzt die Ulmer Zementindustrie verwendet werden.

In 15 klug portionierten Kapiteln entrollt der Autor die Geschichte, aber auch die Geschichten links und rechts der Donau. Schon im zweiten Kapitel („Kelten, Römer, Alamannen“) wird deutlich, dass sich die prähistorischen Funde gleichmäßig über das Gebiet beider Städte verteilen. Sowohl die keltischen Viereckschanzen wie die Siedlungen und Friedhöfe halten sich keineswegs an die heutigen Landesgrenzen, bis der römische Donau-Iller-Rhein-Limes „um das Jahr 300“ n. Chr. eine Grenze schuf: „Nördlich der Donau und westlich der Iller konnten sich nun die Alamannen frei ausbreiten.“ (S. 30)

Damit beginnt die Geschichte des alamannischen Ulms, das sich aus mehreren kleineren Siedlungen entwickelt. In dieser Epoche, die nur aus archäologischen Befunden erschlossen werden kann, diskutiert Petershagen präzise die verschiedenen Theorien, sowohl über die alamannischen Gräberfelder (z. B. am heutigen Hauptbahnhof) wie über die Pfarrkirche „ennet feld“ (S. 32-34). Und der Ortsname *Ulm* hat laut Petershagen nichts mit der Ulme zu tun, sondern bezeichnet einen „Wasserschwall, der entsteht, wenn zwei Fließgewässer aufeinander treffen“ (S. 36). Somit wäre es die Blaumündung, der die Siedlung ihren Namen verdankt!

Dabei zerlegt er so manche Ulmer Geschichtslegenden und ersetzt sie durch historische Realien, etwa wenn er darauf hinweist, dass die in der Zeit vor der Reformation „insgesamt 52 Altäre [...] das Münster zu einem knallbunten Erlebnisraum werden ließen“ (S. 70). Er hebt die Leistungen der Ulmer „Denker und Drucker“ im 15. Jahrhundert ebenso hervor wie er „Ulms mittelalterliche Wasserversorgung“ beschreibt.

Trotz der Knappheit seiner Darstellung nimmt er sich immer die Zeit für interessante Seitenwege: die Südamerika-Erfahrungen des Ulmer Konquistadors Nikolaus Federmann und die Umstände, die ihn zum Stellvertreter des „Statthalters von Venezuela, Ambrosius Dalfinger – ebenfalls ein Ulmer“ werden ließen (S. 78), sind eingebettet in die Handelsgeschichte Ulms im 15./16. Jahrhundert, die in der Mitte des 16. Jahrhunderts, mit der Reformation und der Verlagerung der Handelswege, ihre Wende zum Negativen erfährt (S. 79-88).

Bildungswesen und Fischerstechen, „Kleine Eiszeit“ und Kriegsgeschehen – Henning Petershagen schildert das vergangene Ulm mit präziser Anschaulichkeit. Und nach einem Sechstel des Buchs erreicht er die Moderne, die in Ulm mit dem Verlust der Reichsunmittelbarkeit, der bayerischen Inbesitznahme und der Teilung des Stadtgebiets verbunden ist: Neu-Ulm betritt die Bühne der Weltgeschichte („Neu-Ulms Embryonalstadium“)! Wo bisher die in dem Band geschilderten „Schopperplätze“ am rechten Donauufer dem Schiffsbau dienten, breitet sich nun eine junge bayerische Siedlung aus, die freilich durch die gigantische Festung intensiv mit der Mutterstadt verbunden blieb. Auch das 19./ 20. Jahrhundert der Doppelstadt wird gründlich und liebevoll dargestellt – von der Frühindustrialisierung und dem Eisenbahnbau bis zur Hochschule für Gestaltung und zum Theater in Ulm, wobei auch die Nazizeit und der Widerstand der ‚Weißen Rose‘ nicht ausgespart werden.

Dieses Bändchen füllt eine bisher spürbare Lücke, weil es Knappheit der Darstellung mit einem Maximum an gut lesbarer Information verbindet! Und: mit überwiegend farbigen, klug ausgewählten Abbildungen ist es hervorragend illustriert!

*Ulrich Scheinhammer-Schmid*